

Südostdeutsche Vierteljahreshblätter

Herausgegeben von Hans Diplich und Heinrich Zillich

13. Jahrgang

München 1964

Folge 4

INHALT

	Seite
Gusto Gräser — Prophet auf Spruchkarten. Von Martin Müllerott	193
Meine Erinnerung an Gusto Gräser. Von Heinrich Zillich	199
Sprüche. Von Gusto Gräser	201
Der Seher. Von Hans Wolfram Hockl	201
Die ostdeutsche Tragödie darf nicht länger verschwiegen werden! Von Lutz Tilleweid	206
„Der Abfall der Evangelischen Kirche vom Vaterland“. Von Bernt von Heiseler	211
Allerseelen. Von Johann Herold	212
Ein neuer Minderheitenschutz ist notwendig. Von Arnold Weingärtner	212
Spätherbst. Von Arnold Dernerth	216
Der „Bacchus“ eine Faschingsfigur der Batschkadeutschen. Von Anton Peter Petri	216
Herbstbild. Von Klaus Günther	218
Kein Diadoche ist unschuldig. Von Walter Myss	218
Über Eduard Schullerus. Von Heinrich Zillich	222
Gedichte. Von Eduard Schullerus	225
Zwei unbekannte Briefe von Titus Majorescu Von Hans Diplich	226
Rundschau	
Viktor Bickerich †	228
In memoriam Andreas Scheiner (1864—1946)	229
Prälat Nischbachs Auszeichnung	230
Geistlicher Rat Pfarrer Jakob Bauer 70 Jahre	230
8. Tag der Donauschwaben und seine Kulturveranstaltungen	231
Streiflicht auf Rumänien	232
Das Baron Brukenthalische Museum in Hermannstadt — heute	234
Zum Abschluß des Mailänder Prozesses — Kampf um das Heimatrecht Südtirols	236
Ostdeutsche Chronik	239
Aussprache	
Georg Kenstler und Adolf Hitler. Zum Aufsatz von Hans Beyer	244
Die Würdigung Professor Langs als Mundartforscher	246
Bücherschau	247
Kurzer Hinweis auf Neuerscheinungen	252
Mitteilungen der Schriftleitung	252
Bildbeilage Gusto Gräser, Lichtbild	



Gusto Gräser, 1879—1958

Gusto Gräser — Prophet auf Spruchkarten

Von Martin Müllerott

Was alt genug geworden ist, um eine Patina zu bekommen, das drückt die Mitwelt endlich an ihr Herz, auch wenn sie es jahrzehntelang verschmähte, ja sogar ganz entschieden forthaten wollte. Und eine Großstadt, die etwas auf sich hält, kann überhaupt ohne einige Originale, die so etwas wie Geländemarken des öffentlichen Lebens bilden, nicht recht bestehen, die bereits durch ihr regelmäßiges Auftreten bezeugen müssen, daß das Leben wie bisher weitergeht, vor allen Dingen auch, daß es nicht zu schnell weitergeht. Originale, denen wir hin und wieder begegnen, strahlen etwas Beruhigendes aus — „Was, dich gibt es auch noch“ — und erfüllen schon dadurch eine wohltätige soziale Aufgabe, die ihres Lohnes wert ist.

Diese Funktion übte, sich selbst und anderen unbewußt, auch Gustav Gräser in seinen letzten Lebensjahren aus. Er nannte sich einen Bildner und seine selbstgeschneiderte Tracht, nun freilich alt und abgetragen, an die eines Franken aus der Zeit Karls des Großen erinnernd, gab einen ersten Begriff von dem, um was es ihm ging. Wer ihn sah, rätselte ein wenig an ihm herum oder photographierte ihn doch wenigstens, ab und zu erschienen ein paar feuilletonistische Artikel über ihn, die es mit der Wahrheit nicht allzu genau nahmen. Denn noch immer war die hohe, sich nicht ganz gerade haltende Gestalt Gräsers, die schon Karl Arnold einmal 1908 für die „Jugend“ festgehalten hatte, eindrucksvoll genug, um einen pikanten Reiz in einer Illustrierten abzugeben, und ebenso wenig durfte der weiße Vollbart des Greises, den man in einem Café oder in der Bayerischen Staatsbibliothek an seinen Gedichten herumbasteln sah, in einem Bildband von Schwabing fehlen, jenes Schwabings, das froh war, auch einen „Clochard“ sein eigen zu nennen. Nun, in der toleranten Luft Münchens hat er in der Tat wiederholt gelebt und die letzte gute Mandel Jahre bis zu seinem Tode im Oktober 1958 verbracht.

Für die Münchener war er mit dem Gattungsbegriff „Kohlrabiapostel“, der so ziemlich alles umschließt, was sich abweichend ernährt und kleidet, genugsam abgestempelt, stand er doch als solcher bereits in einer ehrwürdigen Tradition, die von dem Maler E. Dieffenbach, der eine Zeitlang in einer Höhle des Isartals gehaust hatte, wenn nicht begründet, so doch eindrucksvoll vertreten worden war. Und manche Anekdote, die sich offenbar nur auf Dieffenbachs Capriaufenthalt beziehen kann, etwa daß er seine Kinder nackt im Fischernetz aufgehängt habe, um Windeln zu sparen, hat Gräser auf seinem geduldigen Rücken weiterschleppen müssen. Halb belustigt, halb befremdet, nahm man Notiz davon, daß der Naturmensch die Rolltreppe nicht verschmähte, um zum Hauptbahnhof zu gelangen, von dessen Kommen und Gehen er rätselhaft angezogen schien. Tauchte er dann an der Tür des Wartesaales auf, um einen Blick auf die Gäste zu werfen, dann wurde er an diesem hektischsten Ort der Stadt zu einem unvergänglichen Archetypus, dann war er ein moderner Diogenes, der einen Menschen zu suchen kam: und so war es in der Tat. Es war nicht schwer mit ihm ins Gespräch zu kommen, eher wartete er darauf, und wenn er einen mit ehrlicher Freude begrüßte oder sich mit „Leb-

wohl“ verabschiedete, so war man nicht nur von der wohltönenden Stimme, sondern auch von der einen oder anderen Formulierung überrascht. Sätze wie „*Ich lausche so ein wenig in die Dinge herein*“ oder „*Ich grabe nach Wurzeln, nach Wortwurzeln*“ mag man in hundert Jahren gut und gern für apokryphe Heideggerworte halten. Gar manchen Studenten hat er mit seinen Sprachgrübeleien — das Wort „*Narr*“ hielt er z. B. für ein nicht weiter ableitbares Urwort — sichtlich beeindruckt; hoffentlich übersahen solche Jünglinge den inneren Frieden nicht, der sichtlich aus ihm leuchtete. Und wenn man herumhörte, konnte man von manchem Schriftsteller oder Professor erfahren, daß sie ihn kürzere oder längere Zeit beherbergt hatten — aus Dachkammern wurde man ihn angeblich nicht so leicht wieder los — und jeder bedauerte eigentlich, daß er sich das Leben durch seinen Aufzug so schwer gemacht habe. Aber „*Durch das ist der Hecke Zweck*“, wie er sich einmal in dem Stammbuch einer Münchener Künstlergesellschaft verewigt hat, war seine Devise; Gusto Gras, wie er sich zeitweilig nannte, wollte vor allen Dingen „*ein Individuum, kein Plural sein*“. Wenn man ihn nach seinem Leben fragte, wich er aus. „*An meinem Leben ist nichts wichtig, der alte Icke, das Ichmichlein sind schon lange gestorben.*“

Immer aber gab er gern zu, daß er aus *Siebenbürgen* stamme und auch einiges unter dem Namen *Arthur Siebenbürger* veröffentlicht habe. Daß er mit *Michael Georg Conrad*, vor allem aber mit *Johannes Schlaf* befreundet gewesen sei, das konnte man aber bei näherer Bekanntschaft schon erfahren, und Johannes Schlaf, der seit der Jahrhundertwende zurückgezogen und versponnen mit seiner Schwester in Weimar lebte, ist von Gräser, dem Georg Klinghammer seines Romans „*Aufstieg*“, sichtlich beeindruckt. „*Der ist weiter als wir*“, heißt es, und mit einigen Artikeln „*Ein neuer Dichter*“ rührte Schlaf für Gräser, in dem er einen Nachfolger Thoreaus', einen Geistesverwandten W. Whitmans sah, die Werbetrommel, die er eigentlich schon selber ganz gut hätte gebrauchen können.

Darauf wird in *Max Geißlers* „*Führer*“ Bezug genommen, und Gräser bestätigte auch die dort angeführten Tatsachen, war aber mit dem Werturteil nicht zufrieden. Auf die Ähnlichkeit einer Abbildung in Bettex „*Spiegelungen*“ angesprochen, erzählte er einiges von seinem Bruder *Carl Gräser* und der Naturmenscheniedlung auf dem Monte Verita bei Ascona — das müßte auch noch mal richtig dargestellt werden — aber daß er einer Gelehrtenfamilie entstammte, daß insbesondere sein Großvater *Andreas Gräser* als Superintendent gewirkt und ein kraftvoller Vertreter des Deutschtums in Ungarn gewesen war, sein Vater als Bezirksrichter geamtet, sein Bruder *Ernst* sich als Kunstmaler in Stuttgart einen Namen gemacht hatte — das alles kam erst nach seinem Tode ans Licht. Es war ein denkwürdiges Armenbegräbnis, mit dem sich der Pfarrer, ein entfernter Landsmann des Verblichenen, viel Mühe gegeben hatte, vom biblischen Leitspruch angefangen: „*Das Leben des Menschen ist wie Gras*“ bis zu der hier besonders naheliegenden Feststellung, daß man ins letzte Geheimnis eines Menschen nicht hineinblicken könne.

So war es nun in der Tat, und so hatte es wohl auch früh begonnen. Schon als kleiner Knabe soll er seine Mutter gefragt haben, warum machen sich die Männer Frauengesichter, indem sie sich rasieren? Im *Februar 1879* geboren, hatte Gusto Gräser das Gymnasium in *Kronstadt* besucht, dann in Wien die Kunstschlosserei erlernt, wie es dann aber weiterging, nachdem er bei einem kunstgewerblichen Wettbewerb einen Preis gewann und bald darauf dem kleinlichen Meister, für den er nicht mehr länger das Frühstück holen wollte, durchgegangen war, das läßt sich in der perspektivischen Verschiebung von beinahe 70 Jahren nur noch ungefähr ausmachen. Seine künstlerische Ausbildung kann nicht sehr lang gedauert haben, denn Gräsers Steinzeichnungen haftet, was allerdings auch zum Teil ihren Reiz ausmacht, etwas Ungelenkes an; der Predigerton fehlt selten, etwa wenn das aufbrechende Volk, von einem rüstigen Großvater angeführt, der

das strahlende Enkelkind auf den Schultern trägt, den im Hintergrund rauchenden Fabriken den Rücken kehrt und den Spaten schultert, um das Land zu bebauen . . .

Eine ähnliche Vision vor Augen zog in der *Fin de siècle*-Stimmung eine Schar von Kulturmüden, unter ihnen der belgische Millionärssohn *Odenkoven*, der ehemalige k.u.k. Oberleutnant *Carl Gräser* und sein Bruder *Gustav*, die aus Wien stammende Pianistin *Hofmann* und ihre Schwester über die Alpen, um eine Siedlung neuen Menschentums zu gründen. Es waren die Gebrüder Gräser, die den Platz für das zukünftige anarchistische Gemeinwesen auf dem später so genannten *Monte Verità* auskundschafteten, das ganz auf freiwilliger Mitarbeit und „ohne Zwang“ aufbauen sollte, denn also hatte schon der Bund geheißen, den *Carl Gräser* in der Langeweile der galizischen Garnison *Przemysl* gegründet hatte. Sein Vorgesetzter, der *Erzherzog Leopold von Toskana*, war bald dazu gestoßen, weil ihm die Antwort *Carl Gräsers*, die als vorschriftswidrig beanstandete Bartracht sei naturgewollt und keinesfalls wolle er in ihr Walten eingreifen, gar sehr imponiert hatte. Nach der Familientradition war es *Gusto*, der den älteren gesellschaftlich umgänglicheren, aber auch schwermütigen Bruder *Carl* zum Naturmenschentum bekehrte, wenn er also mittelbar zu einem der Katalysatoren des Standesverzichts des *Erzherzogs*, des späteren *Leopold Wölfling*, wurde, der auch eine Zeit lang auf dem *Monte Verità* lebte, so hat er sichtlich in das Rad der Geschichte eingegriffen. Die Atmosphäre dieser anarchistischen Siedlung, in der man wohl von *G. Landauer* angeregt, die Ansicht verfocht, daß man alles, was man zum Leben brauche, selbst erzeugen müsse, an der Natur so wenig wie möglich verändern dürfe, und Geld nicht gebrauchen solle, hat *Erich Mühsam* prächtig eingefangen. Nicht unkritisch gegen die einzelnen Teilnehmer, hielt er offensichtlich etwas von der Idee, die sich nicht realisieren ließ. *Odenkoven* war so vorsichtig gewesen, das Grundstück auf seinen Namen eintragen zu lassen und betrieb in der Folge das Unternehmen als eine nicht eben billige Naturheilanstalt, die zahlreiche berühmte Gäste anzog, die Gräsers aber lebten weiter konsequent nach dem Prinzip des Tauschhandels, sodaß die Lebensgefährtin *Carl Gräsers* den unbedingt nötigen Zahnarzt einmal mit dem Gesang einiger Lieder bezahlen mußte. Mühsam gibt eine treffende Charakterisierung *C. Gräsers*, die sich im Wesentlichen auch auf seinen Bruder *Gustav* übertragen läßt: „*Sein Ideenkreis ist ein recht begrenzter, innerhalb dieser Grenzen aber doch recht tiefer*“.

Auch *Gusto* hielt es sein Leben lang ähnlich. Bis ans Ende seiner Tage dankte er für jede erwiesene Gastlichkeit mit dem Vortrag seiner Gedichte. Aber ist das so ganz abwegig? Hat nicht *Schiller* einmal gesagt, daß gemeine Naturen mit dem zahlen, was sie tun, edle mit dem, was sie sind? Die Schwierigkeit ist nur, daß man sich über den Tauschwert geistiger Güter, über die Gaben der Persönlichkeit, aber auch über Spruchkarten und Steinzeichnungen weniger leicht einigt als über den Wert von Gartenfrüchten. *Gustav* betonte immer wieder, daß er auch „ohne Geld gedeihe“, die Anekdote aber, die ein Stuttgarter Freund von ihm berichtet, daß er einmal einen größeren Geldschein, den er auf der Straße gefunden, mit den Worten „*Das Geld, das schnöde Geld*“ wieder fortgeworfen habe, hat sich wohl kaum zu der Zeit zugetragen, da er für eine Familie sorgen mußte.

Es war um das Jahr 1908, als *Gräser* anlässlich einer Vortragsreihe, die er in Wien hielt, auf seine um ein paar Jahre ältere Lebensgefährtin *Elisabeth Doerr* traf, die Tochter eines Mainzer Redakteurs, von der es im Roman „Aufstieg“ heißt, „daß sie schon länger so lebe als er.“ Aus dem selbstgebauten Haus in Siebenbürgen, das sie planen, ist wohl nichts geworden, dafür zog er eine Zeitlang mit einem selbstgebauten Reisewagen, zeisiggrün angestrichen und mit Sprüchen versehen, durch die Lande, wie das *J. Schlafs* Erzählung „Fruchtmahl“ beschreibt, die auch seine vielfachen Beziehungen zur Wandervogelbewegung erwähnt und seine Gewandtheit in der Diskussionsführung sichtbar werden läßt, mit der es ihm gelang, das Gespräch immer wieder an sich zu reißen.

Als Familienvater hat Gräser wohl die meisten Kämpfe mit den Behörden ausdauern müssen, denn natürlich hatte er die Familie „ohne Zwang“ und ohne Scheidung gegründet, selbstverständlich schickte er die Kinder nicht in die Schule, die dennoch Lesen und Schreiben lernten, und ebensowenig kümmerte er sich um einen Gewerbeschein, wenn er seine Gedichte, Spruchkarten und Steinzeichnungen vertrieb, „man gibt, was man gibt“. Und die Polizei, in der wie in jeder Behörde etwas von einer Primärperson steckt, die also wie ein kleiner Junge zum Angriff übergeht, wenn sie etwas nicht versteht und sich nicht fürchtet, wies ihn aus, sobald sie nur eine Handhabe fand. So wurde er 1911 aus Leipzig wegen Verbreitung unzüchtiger Bilder ausgewiesen, weil er eines seiner Kinder als kleinen Nackedei auf dem Pferde reitend photographiert hatte. Freunde aus der Jugendbewegung behängten daraufhin den zersiggrünen Reisewagen mit Korsetten, Büstenhaltern, Modellpuppen und ähnlichen Attributen und gaben ihm so unter Klampfenbegleitung das Geleit bis zur Stadtgrenze. Es ging wohl nicht immer so spektakulär und glimpflich zugleich ab, immer wieder aber fand er Fürsprecher, die für ihn eintraten, und es waren darunter wahrhaftig auch solche, die dabei nicht einmal an die eigene „Publicity“ dachten, wie *Richard Dehmel*, *Gerhart Hauptmann*, *Max Klinger*, *Thomas Mann* und *Hans Thoma*. In solcher Situation ist vermutlich auch das folgende Gedicht entstanden, dessen erste Strophe geschlossen wirkt, während die zweite sich zerfasert und abgleitet.

Gebührt nicht diesem Dichtermann
Ein Freipaß durch das Land?
Sonst fällt wie jünger schon wieder
Er doch getreu und bieder,
Er Mund der Heimatlieder,
Dem Büttel in die Hand.

Wer tötet die Schuld,
Wer löst Urheimatsohnen Pün,
Daß er sein Herzwerk wirke
Und alle zum Frohgefühln,
Kolkraß, Bannad ziehn frei im Land,
Weil sie zu sterben drohen,
Wer hält ob diesem Bozen
Des Wildheils seine Hand?

Während des ersten Weltkriegs wurde Gräser von Stuttgart aus nach Ungarn ausgewiesen, doch scheint ihm keine Uniform gepaßt zu haben oder kein geeigneter Feldweibel für ihn verfügbar gewesen zu sein, denn eine Notiz der Schweizer Zeitung „Der Bund“ vom 19. Januar 1917 brachte einen Gabenaufruf von *Hermann Hesse* für den mit seiner Familie in Ascona lebenden Gräser und belegt damit sein ziviles Dasein. Von einem selbstgebauten Einbaum, mit dem er über den Langensee gefahren sei, ist anderswo die Rede. *J. Flach* erwähnt die ihr Kind auf der Straße stillende Frau Gräser als seinen ersten Eindruck von Ascona, und die Freiheit, welche die Kinder „ohne Zwang“ genossen, ist ebenfalls in die Erinnerungen an dieses Idyll eingegangen.

Es ging 1919 schnell zu Ende, als ihn die Schweizer Fremdenpolizei in einem Aufwasch mit anderen, die sich lästig gemacht hatten, des Landes verwies. Gräser lebte nacheinander in München, Berlin und Dresden und man sah ihn als einen der vielen, die um 1920 die „Mexiasschoke“ ausmachten. Er pflegte sich damals *Arthur Siebenbürgen* zu nennen, hielt als „Volkskerr“ allwöchentlich Gesprächsabende in der Aula des Königsstädtischen Gymnasiums am Alexanderplatz ab, und die Lokalreporter bemerkten, daß er mit seinen Appellen „Zurück zur Natur und zum Deutschen Volkstum“ auch Eindruck auf die „verheiratheten Kreise des Proletariats“ machte, daß ihn selbst solche ruhig anhörten, die mit dem Abzeichen der Kriegsdienstverweigerer gekommen waren. „Er schrei-

tet in selbstverfertigtem Gewand, er geht mit wallendem Haupthaar, er verteilt Sprüche und verbreitet eine Atmosphäre um sich, die halb achtungsgebietend, halb komisch wirkt. Seine biblischen Prophetenzüge gehen ins Altgermanische, ins Wotanpriesterhafte. Immer gewaltiger tönt sein sonorer Baß durch den Raum, die rollenden Rs passen gut zu dem kindlichen Wald- und Naturmenschenpathos mit den ein wenig skurrilen Wortbildungen, den Assonanzen, den plötzlich eingestreuten schwerfälligen Verszeilen“. In all dem ahmte Gräser nach, was die Volkssprache vorgemacht hatte, es war ihr Beispiel, das er mit Bildungen wie „Griesgramgreisegraus“ übertrieb.

Mitte der zwanziger Jahre trennte sich sein Weg von dem seiner Frau und seiner Töchter, die wohl wieder mehr in bürgerliche Bahnen einbogen, auch sollen weltanschaulich-religiöse Gründe mitgespielt haben. Gräser wandte sich erneut nach München, das ihn zur Zeit der Räterepublik ausgewiesen hatte. *Thomas Mann* bestätigte ihm im Dezember 1926: „Dieser Mann ist reinen Herzens und liebt Deutschland. Er meint es gut und freundlich mit uns, und freundlich sollte man ihm begegnen“. Ob es Erfolg hatte steht dahin, eine geplante Feierstunde für Michael Georg Conrad, den „wackeren Achtziger“ wurde jedenfalls verboten, auch saß er wieder einmal im Arrest. Er hatte vielerorts Freunde. 1929 soll er den *Vagantenkongreß* in Stuttgart besucht haben. In der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg steuerte er einmal auf die Wohnung eines Münchener Schriftstellers zu, der ihn gerade noch kommen sah und sich verleugnen ließ. Der Naturmensch zeigte sich der Lage gewachsen, rief den Hausherrn von der nächsten Telefonzelle aus an und ermahnte ihn mit sonorer Stimme, das nächste Mal doch mehr bei der Wahrheit zu bleiben. Dann warf er dem Schriftsteller noch ein Gedicht in den Briefkasten, in dem die Verse standen: „Sieh, du willst den Mensch beschreiben; kommt er, muß er draußen bleiben.“ Er tauchte noch in mancher Stadt Deutschlands auf, bevor er um 1940 ein altes Hausboot auf der Havel erwarb, behielt aber auch diese eigene Bleibe nicht lange. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er, von den Zeitläuften verhältnismäßig unangefochten, in einer Dachkammer im Münchener Stadtteil Freimann, vielleicht hat der Name den Ausschlag gegeben.

In dieser Zeit ist auch eine Bilderserie entstanden, die das Münchener Stadtmuseum von ihm, dem „Einsiedler“ anfertigen ließ. Eine Illustrierten-Abbildung aus den fünfziger Jahren zeigt ihn, einen strahlenden bukolischen Alten, von Blumengirlanden und Früchtekörben umrankt, zwischen Maiskolben und Weintrauben auf der selbstgezimmerter Lagerstatt. Ein fröhliches Bild, das nachdenklich stimmt. Gut, daß wir es haben. Denn es ist sehr leicht, in diesem Leben nur das eines Sonderlings zu sehen, nur die Schrullen zu beachten, nur auf den Umstand hinzuweisen, daß ihm der Prophetenmantel nicht ganz paßte, daß er komisch wirkt, wenn er schimpft und wettert, daß auch so manches seiner Gedichte, wenn er auf seinem Pathos ausgleitet, wenn er etwa den *Fremdtobak* verachtet und das *Lob des Habermuses* singt, nicht ernst zu nehmen ist. Aber es gibt auch andere Verse, die sich davon freihalten, kürzere und spruchartige Strophen, die schlechthin schön sind. Und ihm nur die Position der lächerlichen Person zuzuweisen, ohne welche die Gesellschaft freilich nicht auskommen kann, wäre lediglich eine verfeinerte Form der Ablehnung, mit der man sich die Einsicht in dieses Leben verbauen muß. Uns scheint zwar, als ob dieses sein reibungsreiches Leben einen großen Teil seiner schöpferischen Kräfte, seiner zweifellos vorhandenen künstlerischen Begabung verbraucht und vergraben habe. Auch schließt die Notwendigkeit, alles selbst zu tun, wohl die Spitzenleistung auf einem oder wenigen Gebieten aus, so wie der freistehende Baum sich kugelförmig allseitig ausbreitet, aber niemals so hoch wird wie der im Kronenschluß gewachsene. Doch bei diesen mehr negativen Aspekten allein darf es nicht bleiben! Auch Diogenes hat ähnlich gelebt und die Welt dennoch bereichert. In des bedürfnislosen Gustav Gräsers Dachkammer standen die Bleistifte in den Löchern eines zerbrochenen Hohlziegels und die Stopfnadeln waren in dem Gefilz eines Vogelnestes untergebracht.

Es ist wohl nicht überliefert, welches Verhältnis Diogenes zu diesen Gebrauchsgegenständen hatte, wenn er dergleichen überhaupt verwendete, aber einfacher hätte auch er das Problem ihrer Aufbewahrung nicht lösen können. Vielleicht hat ihn sein selbstgewähltes Leben vor Manchem bewahrt, hat ihn seine Kutte getragen, wie das Ordenskleid einen Mönch; es könnte sein, daß sich sein Unbewußtes mit Traumsicherheit die einzig für ihn zuträglichste Lebensform gewählt hatte.

Was bedeutete er der Mitwelt? Auch hier empfiehlt sich Aufgeschlossenheit! Gräser, der so manchen Zug eines alttestamentlichen Propheten aufweist, hat sich in seiner Bedürfnislosigkeit von dem genährt, was die Bücher Leviticus und Deuteronomium für die Witwen, Waisen und Fremdlinge an den Feldecken und in den Weinbergen aus Vergeßlichkeit übrig zu lassen befahlen. Die Biologen meinen, daß diese leichte Verschwendung, auf eine Milderung des Konkurrenzkampfes ziellend, letztlich gute Früchte bringe . . .

Und wer will sicher sagen, ob der Archetypus, den Gräser verkörperte, nicht doch auf die Menschen einwirkte? Ob nicht bei dem einen oder anderen, der stumme Protest des Diogenes gegen den Kult des äußeren Wohlstands Widerhall fand? Ob die Medizin, die er der Menschheit in allopathischer Form reichen wollte, nicht doch in homöopathischer Form genommen wird? Man darf nicht vergessen, daß es die einzelgängerischen Naturmenschen waren, die mit dem Luft- und Sonnenkult begannen, der heute bis zur Übertreibung selbstverständlich geworden ist. Und in der Mode kann, wie der Dufflecoat mit seinen durchaus gräserischen Motiven zeigte, der Kult des Primitiven jederzeit erwachen. Nur hätte Gräser aus dessen Verwendung bestimmt keinen Vorteil gezogen, wie es überhaupt auffällig ist, daß er, der in seinem Leben dem Schalthebel des Neuen mehrmals sehr nahe stand, immer wieder rasch in den Hintergrund gedrängt wurde, ähnlich wie seine Gedichte meist mit einem flammenden Aufruf beginnen und dann sichtlich ermatten. Vor allem muß man in Gräser den Exponenten einer suchenden und irrenden Zeit sehen, der er als „Volkswart“ mit Weihstunden und Vorträgen zu dienen suchte, darin ein allerdings säkularisierter Nachfahre seiner vielen Ahnen, die in Siebenbürgen im geistlichen Amt standen. Denn der Volkswart, der in ihm selbstverständlich nicht zum Blockwart entartete, ist eine letzte Säkularisation des Priesters, wie auch die *Spruchkarten*, *Wandsprüche*, „*Flatterblätter*“ und *Steinzeichnungen* des Bildners Gräser letztlich von den Devotionalien herkommen und erbauen wollen. Die Form, die er ihnen gab, die Sprüche etwa auf Karton in Rhombenform geschrieben, die an der Spitze durchlöchert auf eine Schnur aufgereiht waren, bewies Einfallsreichtum und Geschmack. Und so verdienen seine Werke, von denen nur wenige lithographiert erschienen sind und sich mit Titeln wie „*An dich, mein unbekannter Freund, im Elend der Zivilisation*“, „*Was ists mit Arthur Gräser?*“, mit „*Wortfeuerwerk*“ und „*Worträtselnüsseknacken*“ oder „*Ja Tracht und nimmer Mode*“ nach Jüngern Ausschau hält, vielleicht doch eine gewisse Beachtung, wenn auch der Mensch Gustav Gräser für den, der ihn kannte, viel farbiger und interessanter war, als alles, was er hinterlassen hat.¹⁾

¹⁾ Literatur: Nachlaß Gräser: Stadtbibliothek München, Handschriftenabteilung. — Mühsam, E.: Ascona, Locarno, 1905. — Hofmann-Odenkoven, I.: Monte Verità: Lorch, 1906. — Arnold, K.: Zeichnung „Jugend“, Nr. 48, 1908. — Schlaf, J.: Aufstieg. Roman, Berlin. 1911. — Ders. Ein neuer Dichter in „Hamburger Nachrichten“ 4. 7. 1911. — Geißler, M.: Führer d. d. dt. Literatur des 20. Jahrhunderts, Weimar, 1913. — Schlaf, J.: Das Fruchtmahl. Erz. (Enth. Verse von G. Gräser) Dessau, 1921. — Daniel, E.: Der Fall Gräser. Stuttgart: Selbstverl. 1915. — Szittyá, E.: Das Kuriositätenkabinett, Konstanz, 1923. — Bericht der Vossischen Zeitung und K. O. P(aetel?) in Deutsches Tageblatt vom 5. 1. 1928. — Landmann, R.: Monte Verità. Geschichte e. Berges. Berlin, 1930. — Gräser, A.: Steinzeichnung „Mut“ in „Volkstum u. Heimat“, Jg. 2 (1935) S. 188. — Bettex, A.: Spiegelungen d. Schweiz i. d. dt. Literatur. Zürich, 1954. — Spengler, K.: Hinter Münchener Haustüren. München, 1960. — Flach, J.: Ascona, Gestern u. heute, 1962. — Francé-Harrar, A.: So war's um die Jahrhundertwende; Mein Fin de Siècle. München, 1962.

Meine Erinnerung an Gusto Gräser

Von Heinrich Zillich

Daß Gusto Gräser „*viel farbiger und interessanter war als alles, was er hinterlassen*“ — kann ich bestätigen. Vor mir liegen mehrere Dutzend seiner Sprüche und Gedichte. Wie wenig davon ist unvergilbt! Wie vieles wirkt nur noch komisch, so dies:

O Ichmichlein — Du Egoiste —
Daß Dich Dein Anderneid nicht frißt.
O Andernarr — Du Altruiste — Daß Du nur nit Dein Teufel bist.
Der Mitmensch jenseit Ich und Andern, Inmitten unsrer Lebenswelt, Jawohl,
der Freund kann fröhlich wandern, von Miteinanderlust geschwellt.
Ich, tot — Du, tot; Wir sind das Leben —
Durchpulsend Kraft und Raum und Zeit.
Wohlauf im jungen Morgenrot
der
Wirwelt-Wirklichkeit!

Die Strophe verrät, was Gräser verfocht: Naturverbundenheit, Lebensgläubigkeit, Ablehnung der Zivilisation, der Eigensucht, der falschen Nächstenliebe, Bekenntnis zur Einheit von Mensch und Welt, aber wie gekünstelt ist die Aussage, sprachlich dürftig, ein Gestotter bis auf den altdeutsch angesüßten Beginn!

Ein längeres Gedicht hebt so an:

*In fernen Waldes Grunde ward mir gar traute Kunde
Oh, was ich da geschaut!
Ein Hüttlein sah ich liegen in seiner wilden Wiegen,
gar wonnig eingebaut.*

Saitenklang der Minnesänger! 12. Jahrhundert! Es fehlt nicht das „*Kind im Arm der Mutter linde*“, noch daß der Dichter, statt zu gehen, „*wallt*“; und „*nach langem Harne*“ geschieht ihm „*wunderlichte warme Herzwonne*“, als er ein „*Mägdlein*“ spinnen sah im Hüttlein, natürlich sang sie dabei, und nichts störte „*ihr einig Weltgemüth*“; da „*ward*“ ihm „*so wohlgemuthe*“, er wird sogar „*umhalst*“ von der Schönen, doch „*wie so die Vögel sangen, so bin ich weitergegangen*“.

Er ließ die Gedichte auf gelbe Blätter tippen, ihm wichtig scheinende Zeilen in roter Farbe und fügte mit der Hand Sterne, Pfeile, Striche und Kreise hinzu, um bestimmte Stellen hervorzuheben — das tut nur, wer dunkel fühlt, daß seine Sprache nicht genügt und grober Kennzeichnungen bedarf, um auf das Bedeutsame hinzudeuten.

Genug der Zitate! Sie belustigen, sie bedrücken. Man begreift kaum, wie er zeitlebens diese germanisch anmutenden — in Wahrheit gar nicht germanischen — Laute von sich geben und sich darin gefallen mochte, Wortungetüme von grotesker Schwerfälligkeit zu erfinden wie „*Griesgramwintergraus*“, „*Ringruhreigen*“, „*Sattbesitz aus Geizeskot*“. Er glaubte, nicht ohne Eitelkeit, an das, was er schrieb, und ahnte wohl kaum, daß die Muse ihn nur flüchtig geküßt hatte, die auch sonst die Weltverbesserer nicht liebt, weil denen Humor fehlt. Er lehrte immerzu. Sein härenes Gewand zeigte, was er lehrte.

Verwunderlich ist, daß bekannte Männer seiner Zeit — es war das letzte Jahrzehnt vor dem ersten Weltkrieg — sein urteutsches Reimen für tiefschürfende Wegweisungen hielten. Damals in einer Epoche moralischer und ständischer Verkrampfung hatte sein Aufruf zum naturhaften Leben offenbar einen Sinn. Bald darnach dröhnten die Schlachten. Nun mußte sein Pathos schal klingen. Er hatte gedichtet: „*Mein Deutschland, wenn's dunkelt, hier funkelt dein Stern*“, er hatte vom Kampf geschrieben, vom Miteinander, doch aus seinem härenen Kleid schloß er nicht in die Uniform; ihm kam es weiterhin nur auf eines an, auf das für jeden anderen harte, für ihn behagliche Dasein,

wie er es sich geschaffen hatte, auf das Treiben eines sichtbaren Sonderlings, der keine Jünger gewann, noch sonst jemanden dauernd überzeugte; die lobenden Bemerkungen, die Thomas Mann ihm zollte, gemahnen an Münzen, die in den Bettlerhut springen. Gräser war seit 1914 überlebt.

Als ich 1920 in Berlin studierte, begegnete ich dem zwanzig Jahre älteren zum erstenmal. Wer uns zusammenbrachte, weiß ich nicht mehr. Er war mir sofort gutgesinnt. Manchmal saßen wir am Nollendorfplatz in einem vegetarischen Restaurant, ich, weil mir das Geld knapp geworden war, er aus Überzeugung. Stets staunte ich, daß er zwar Fleisch verabscheute, doch Bier mit hörbarer Wonne trank. Merkwürdig mutete es ferner an, ihn in der Untergrundbahn zu erblicken. Hochwüchsig stand er da mit schöngewelltem braunen Bart und langem Haupthaar, eine in den rauschenden Zug nicht passende Erscheinung. Die Damen hefteten an ihn, der sehr männlich aussah, freundliche, sogar unverhohlenen brünstige Augen, wenn ihn seine Frau und seine Kinder, ebenso wüstenhaft gewandet, nicht begleiteten. Genauer gesagt: sie begleiteten ihn nie; sie liefen hinter ihm her, die kleinen Töchter mit Kränzchen im Haar. Wie in der Urzeit der Mann durchs Dickicht brach, die Brut ihm nachtrottete, so schritt er über den Kurfürstendamm, hinter ihm Weib und Sprößlinge.

Saßen er und ich zusammen vor Spinat und Spiegelei und einer Molle Bier, so hüllte er mich in den klangvollen Baß seiner Stimme ein. Mitunter fragte ich mich im Stillen, was ich vor zwei Jahren angefangen hätte, wäre er an der Front unter meine Jäger eingereiht worden; nun, *der* Kelch war an mir vorübergegangen. Indessen hat Gott mir Freude an merkwürdigen Gesellen eingefleischt, und so genoß ich's, mit dem unvergleichbarsten meiner Landsleute, der in einem Schulternetz all sein Hab und Gut mit sich trug, zu plaudern, Rüben, Kohl und Kartoffel zu essen und den Schaum vom Bier zu blasen. Freilich, keine Silbe, die er äußerte, blieb mir im Gedächtnis. Weltbewegendes kann er mir nicht anvertraut haben. Farbiger und interessanter war eben er selbst als Ganzes denn alles, was er sagte, schrieb und zeichnete.

Er schenkte mir seine Spruch- und Bildkarten, auf denen zum Beispiel ein Vogel von einem Ast her germanisch auslugt, ein Adler oder Sperber, eindeutig läßt es sich nicht ausmachen. Er überschätzte seine Kunstwerke, doch *er* war echt. Darum wirkte er, sogar als er niemanden etwas lehren konnte, weil die Zeit ihn nicht mehr benötigte.

Im zweiten Weltkrieg einmal, als ich im Urlaub in Starnberg am See war, rannte einer meiner Söhne, der elfjährige Clemens, atemlos ins Zimmer, draußen stehe ein Mann; wie der Herr Jesus schaue er aus.

„Laß ihn herein!“ sagte ich. Es konnte nur mein Landsmann Gusto Gräser sein, der manchmal auch in unserer alten siebenbürgischen Heimat auftauchte, und die rumänischen Weiber sanken vor ihm ins Knie, bekreuzigten sich und riefen wie mein Sohn, der Herr Jesus sei da. Mit einer Gebärde, halb Segnung, halb Abwehr, wallte er dann durch die Anbeterinnen hinweg.

Als meine Frau seiner ansichtig wurde, zuckte sie zusammen, als wollte sie lachen, doch sein Baß erklang schön, beruhigend, würdevoll und voll Frieden. Die Kinder indessen, sie kicherten mit einem Beisatz von Angst und kaum hörbar, denn sie waren einigermaßen gut erzogen, man merkte aber, wie sie bebten, als wir um den Teetisch saßen.

Gräser, der ein Pfarrer hätte sein können, hätte er sich den üblichen Normen einzupassen vermocht, beachtete die Erregtheit meiner Familie nicht; er genoß, was wir ihm vorsetzten, und pries den Brotröster als ausgezeichnetes, ihm bis dahin unbekannt gewesenes Gerät. Meine empfindliche Nase vermerkte, daß der Prophet ungemein schwitzte, erklärlich angesichts der gewittrigen Schwüle draußen.

Bis auf seine, den Röster gütig anerkennenden Worte und den sanften Glockenton der Stimme habe ich alles vergessen, was er an Weisheiten und Sprüchen ausgoß. Keine Sentenz, kein Vers, kein Ausspruch ließ sich festhalten; sie wogen nicht, nur er, der be-

haarte, ins Apostelleinen gehüllte, bloßfüßige, überwältigend in sich ruhende, zugleich komische Mann, der lebte, wie er wollte, er blieb uns eingestanz, denn seiner von ihm erdachten Konfession hatte er sich nahtlos einverwandelt; er war aus einem Guß.

Plötzlich regnete es wie toll. Gräser mußte zum Bahnhof eilen. Innerlich lachend legte ich ihm meinen Offiziersumhang auf die Schultern und wies Clemens an, das für den Propheten wenig geeignete Kleidungsstück vom Zug zurückzubringen.

Nachher berichtete der Bub, er sei nicht neben dem für ihn unfäßbaren Mann, den eine Offizierspelerine des großdeutschen Reichs vor Nässe schützte, gegangen, sondern vier Schritte dahinter, damit niemand wähne, er gehöre zu ihm, Gräser aber war es gewohnt, daß Kinder ihm nachliefen. Am Bahnhof dankte er für die Nachgeleitung, überreichte das krieglerische Gewand und entwallte mit weitausholendem sandalisch klatschendem Schritt, ein ins technische Jahrhundert verschlagener Nomade. Englische Bombengeschwader waren vom Rundfunk im Anflug auf München gemeldet — Gott weiß, in welchem Luftschutzkeller er Platz fand.

Ich habe ihn nie wiedergesehen. Einander wohlgesinnt, hatten wir uns nichts zu sagen. Wie er hätte ich nicht zu leben gewollt, er nicht wie ich. Daß er mich besucht hatte, war eine Anerkennung, vermutlich mehr meinen Büchern als mir gezollt. Natürlich hielt er mich für einen von allen Schlacken des modernen Daseins besudelten Menschen.

In der Enge seiner geistigen, künstlerischen, ja künstlichen Welt — denn das, was er für Natur hielt, war das erkünstelt Primitive — hatte er sich in unnachahmlicher Art und vollendet erfüllt, nicht als Schaffender, lediglich seiend, und dies Unbedingte, Kompromißlose forderte dem, der ihm nahekam, Achtung ab und ist unvergeßbar.

Sprüche

Von Gusto Gräser

*Kümmern heißt es unterm Sollen —
Leben blüht nur aus dem Vollen!
„Soll“ ist nimmer unser Hort —
„Los“ ist unser Losungswort —
Los zu leben — los zu lieben!
„Soll“ — das ist verkehrt geschrieben!*

*

*Reifen, ruhen — ruhen, reifen:
laß — du kannst es nicht begreifen!
Willst du frohe Früchte tragen,
mußt du tief zu ruhen wagen,
willst du helle Taten tun —
fasse Mut, laß ruhn, laß ruhn!*

*

*Kennst du den Freund?
Du selber bist er!
Kennst du den Feind?
Er heißt Philister!
Wo du dich duckst — da ist er!*

*

*Was ich bin?
Oh fraget nicht — trag ein Menschenangesicht.
Daß ich bin
muß ich es wagen — treu mein Leben durchzuschlagen.
Daß ich bin
muß ich mein Leben — dem Lebendigen ergeben.
Was wir sind — Frag voll Beschwerden!
Daß wir sind — wohlauf zu werden!*